

Gitte Schefer, Renate Wielpütz *Frauenarbeitslosigkeit: Eine Alternative zur Erwerbsarbeit?*

Frauen sind von Arbeitslosigkeit besonders betroffen: Schon seit Jahren stellen sie über die Hälfte aller registrierten Arbeitslosen, obwohl ihr Anteil an den Beschäftigten nur rund 1/3 (1980: 38%) beträgt. Sie sind im Durchschnitt länger arbeitslos als Männer (vgl. Freiburghaus, 1978, S. 226), ihre Wiederbeschäftigungschancen sind - auch in Zeiten konjunkturellen Aufschwungs und rückläufiger Gesamtarbeitslosigkeit - deutlich geringer¹, ohne daß dies mit dem geringeren Qualifikationsniveau der Frauen hinreichend begründet wäre (vgl. Bauer, 1977, Büchtemann/Rosenblatt, 1980). Denn auch bei gleicher Qualifikation ist die Arbeitslosenquote der Frauen höher als die der männlichen Vergleichsgruppe.

Hinzu kommt, daß das tatsächliche Ausmaß der Frauenarbeitslosigkeit durch die offiziellen Statistiken nur unzureichend erfaßt ist: Nicht berücksichtigt werden all jene Frauen, die bereits vom Arbeitsmarkt verdrängt worden und in die sogenannte stille Reserve abgewandert sind. Schätzungen zufolge beträgt die Dunkelziffer zwischen 500 000 und 700 000 Frauen, die den Arbeitsmarkt verlassen haben.

In krassem Widerspruch zu dem hohen Betroffenheitsrisiko der Frauen unter den gegenwärtigen Bedingungen am Arbeitsmarkt steht der geringe Aufmerksamkeitswert, der dem Problem der Frauenarbeitslosigkeit sowohl in der öffentlichen Diskussion der Arbeitslosen-Problematik und Behandlung durch die Arbeitsmarktpolitik als auch von Seiten der Sozialwissenschaften gezollt wird. Zwar sind in der letzten Zeit Bemühungen zu erkennen, Gründe und Bestimmungsmomente der Frauenarbeitslosigkeit genauer zu erklären (Schmid, 1975, Peikert, 1976 u. 1977, Infratest Sozialforschung 1978); wenig entfaltet ist demgegenüber das Interesse an der v.a. im Zentrum der psychologischen Arbeitslosen-Forschung² stehenden Frage nach der Wirkung der Arbeitslosen-Situation auf (betroffene) Frauen. Theorie und Forschung über die Situation der Arbeitslosen (Wirkungsforschung) konzentrieren sich traditionell auf Männer. Einer der Gründe für die Vernachlässigung von Frauen in der Arbeitslosen- (und bis vor kurzem auch der industriesoziologischen) Forschung beruht auf der Setzung, Erwerbstätigkeit spiele im Lebenszusammenhang von Frauen nur eine untergeordnete Rolle, da ihnen, im Gegensatz zu Männern, eine Alternative zur Erwerbsarbeit, die Hausarbeit, zur Verfügung steht (Brinkmann/Schober-Gottwald, 1976).

Aus dieser unterstellten Alternative³, die Frauen nicht zufällig immer in Krisenzeiten - mit »sanfter Macht« (indem der Wert der »Mutterarbeit« betont wird) und massiven Restriktionen (Arbeitsförderungs-Konsolidierungsgesetz (AFKG), Überlegungen zur Novellierung des § 218 usw.) - ange dient wird, wird geschlossen, daß Frauen nicht oder in geringerem Maße unter Arbeitslosigkeit leiden als Männer (Brinkmann, 1976) - ohne daß bisher schlüssig belegt wäre, ob und inwieweit diese zwar gesellschaftlich akzeptierte »Alternative« auch von den Frauen als solche angenommen wird.

Dient diese Annahme in einer Reihe von Untersuchungen, die sich mit den psycho-sozialen Folgen der Arbeitslosigkeit befassen, bereits als Legitimation für den Ausschluß von Frauen (beispielhaft Fröhlich u.a., 1979), so findet sie in Untersuchungen, die einen quasi-geschlechtsneutralen Ansatz verfolgen (indem Männern und Frauen die gleichen Fragen

gestellt werden) als Interpretationsmuster Anwendung (Brinkmann, 1976) oder aber sie wird in den (wenigen) Untersuchungen, die sich explizit mit Frauenarbeitslosigkeit auseinandersetzen, zur Prämisse (Feinemann, 1980).

Das Problem, Betroffenheit durch Arbeitslosigkeit, wird dabei für Frauen nicht - wie für Männer - vom Verlust des Erwerbsarbeitsplatzes, dem Fehlen der (immateriellen) Funktionen von Arbeit und Beruf her betrachtet und analysiert; vielmehr greift ein Erklärungsmodell Platz, daß lediglich die andere Seite des weiblichen Arbeitsvermögens, die Reproduktionsarbeit, in Betracht zieht. Die Frage nach der Bedeutung der Erwerbsarbeit für Frauen, die Tatsache, daß Frauen ihren außerhäuslichen Arbeitsplatz verlieren, gerät mit dem Verweis auf die angebliche »Alternativrolle« aus dem Blickwinkel.

Bereits in der mittlerweile klassischen Marienthal-Studie ist hingegen belegt, daß »... die Frauen (...) also trotz der Mehrbelastung nicht nur aus materiellen Gründen wieder in die Fabrik zurück (wollen); die Fabrik hat ihren Lebensraum erweitert und ihnen soziale Kontaktmöglichkeiten gegeben, die sie jetzt entbehren« (Jahoda u.a., 1933, Ausgabe 1978, S. 92).

Auch jüngere Untersuchungen zur Bedeutung der Erwerbsarbeit für Frauen (Eckart u.a., 1979, Weltz u.a., 1978, Lappe u.a., 1978, Schöll-Schwinghammer, 1979, Lappe, 1981, Becker-Schmidt u.a., 1980, 1981, 1982 u. 1983), die wesentliche Impulse aus den durch die Frauenbewegung seit Anfang der 70er Jahre ausgelösten Diskussionen über die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die Interdependenz von weiblicher Reproduktions- und Produktionsarbeit (stellvertretend Beck-Gernsheim 1976, Bock/Duden 1977) bezogen haben, lassen die These der nur marginalen (instrumentellen) Bedeutung der Erwerbsarbeit bzw. der vorrangigen Familienorientierung als korrekturbedürftig erscheinen.

So kommen beispielsweise Becker-Schmidt u.a. (1980 a+b, 1981 a+b, 1982, 1983), die den widersprüchlich strukturierten Lebenszusammenhang von Frauen zu ihrem theoretischen Ausgangspunkt machen, zu dem Ergebnis, daß die Einstellung der von ihnen mittels biografischer Interviews befragten Frauen zur Akkord-/Erwerbsarbeit weder gleichgültig-instrumentell - wie lange Zeit in der Industriosozologie angenommen wurde (s. hierzu die Auseinandersetzung von Knapp 1981, Gensior 1983) - noch identifikatorisch ist, sondern die Arbeitsmotivationen sehr viel komplexer, doppeldeutiger, affekt- und damit auch konflikthaltiger sind als bisher für derartige Tätigkeiten unterstellt wurde:

»Obwohl Fabrikarbeiterinnen das Akkordsystem mit seinen körperlichen und nervlichen Belastungen hassen, gibt es im Betrieb und am Arbeitsplatz doch Anziehungskräfte, die sie bewegen, an der außerhäuslichen Tätigkeit festzuhalten. Verschleiß, Hetze, Monotonie, Bedürfnisreprimierung und Armut an Dispositionsspielräumen provozieren Zorn, Unwillen, den Wunsch aufzuhören; die soziale Kooperation, die Möglichkeit, sich durch kontrollierbare Leistungsvorgaben selbst zu bewerten und an anderen messen zu können, vor allem Anerkennungserfahrungen als »gute Arbeiterin« und »verlässliche Kollegin« sind dagegen positive, ja schwer verzichtbare Bezugspunkte des Selbstbewußtseins.

Die Einstellung zur industriellen Tätigkeit und ihrer betrieblichen Einbindung ist weder gleichgültig noch identifikatorisch, sie ist vielmehr - und zwar in jeder einzelnen Person - ambivalent. Diese Ambivalenz konturiert sich zusätzlich - positiv wie negativ - durch den abwägenden Vergleich zur häuslichen Sphäre. Eine wesentliche Aufwertung erfährt die Fabrikarbeit durch die gesellschaftliche Unterschätzung und ökonomische Nicht-Bewertung der Hausarbeit.« (1983, S. 10)

Auch ältere, die Bedeutung der Erwerbstätigkeit für Frauen unter verschiedenen Aspekten

(betriebliches Nutzungsinteresse, familiales Belastungsausmaß) diskutierende Untersuchungen von Lappe/Schöll-Schwinghammer u.a. (1978) oder Weltz u.a. (1978), die im Ergebnis - zumindest für Frauen in unqualifizierten Tätigkeiten - die Annahme der nur instrumentellen bzw. familiären Orientierung zu bestätigen scheinen, verdeutlichen, daß nicht von vornherein von einer eindeutigen Familienorientierung bei Frauen auszugehen ist (in diesem Sinne etwa Eckart u.a. 1979), sich diese vielmehr erst unter dem Einfluß restriktiver Arbeitsbedingungen und/oder einem Übermaß an familialen Pflichten durchsetzt.

Gestützt auf diese Erkenntnisse (und ihre Implikationen für die Arbeitslosen-Forschung) ist für die uns hier interessierende Frage nach Erleben und Bedeutung von Arbeitslosigkeit deshalb mit Gnegel/Mohr (1983) davon auszugehen, »... daß die psychische Bedeutung des Verlusts des Arbeitsplatzes für Frauen durch den Verweis auf die Alternativrolle keineswegs zu klären ist, vielmehr eine Analyse der psychischen Folgen der Arbeitslosigkeit der Frauen noch aussteht.« (S. 89).

Die Klärung der Fragen, welche Bedeutung der Verlust des außerhäuslichen Arbeitsplatzes für Frauen hat, ob und wie sie unter Arbeitslosigkeit leiden, wie sie damit umgehen, trifft mithin auf wissenschaftliche Leerstellen.

Die Auseinandersetzung mit diesen Leerstellen und ihrer Voraussetzung, den theoretischen und methodischen Ansätzen in der Arbeitslosen- (und ausschnittshaft auch industriesoziologischen) Forschung sowie der Versuch eines »anderen Blicks« sind Gegenstand dieses Beitrags.

Vorgestellt werden ausgewählte Ergebnisse (und Überlegungen) eines von den Autorinnen durchgeführten Forschungsprojektes über Frauenarbeitslosigkeit⁴, in dessen Mittelpunkt lebensgeschichtlich orientierte Interviews mit 36 - zumeist über 40jährigen - Fabrikarbeiterinnen und einfachen Angestellten über Anlaß, Erleben, Verarbeiten und Bedeutung der Arbeitslosigkeit standen.

Unser Hauptinteresse galt dabei der Frage nach der lebensgeschichtlichen Bedeutung von Arbeit für Frauen und die Auseinandersetzung damit aus der Perspektive der Arbeitslosigkeit.

Zur Bedeutung der Frauenarbeitslosigkeit in der Arbeitslosenforschung

Schon in den älteren, vor dem Hintergrund der durch die Weltwirtschaftskrise 1929 ausgelösten Massenarbeitslosigkeit entstandenen Untersuchungen (Jahoda u.a. 1933, Zawadski u. Lazarsfeld 1935, Komarovsky 1940) wird nachgewiesen, daß Arbeitslosigkeit nicht allein materielle, sondern auch psycho-soziale Belastungen wie Verlust des Selbstwertgefühls, Hoffnungslosigkeit/Apathie, psychosomatische Beschwerden usw. für die Betroffenen (und ihre Familien) mit sich bringt.

V.a. in der neueren sozialwissenschaftlichen Literatur zu diesem Problemfeld (Saterdag 1975, Brinkmann 1976, 1978, Pintar 1978, Wacker 1976, 1978, Harrison 1978, Frese 1978, Frese/Mohr 1977, 1978, Fröhlich 1979, Büchtemann/Rosenblatt 1981), dem sich die bundesrepublikanische Forschung in nennenswertem Umfang erst Mitte der 70er Jahre angenommen hat, besteht ein weitgehender Konsensus darüber, daß letztlich die psychischen Belastungen schwerer wiegen als die finanziellen Belastungen - was sich auch in einer entsprechenden Schwerpunktsetzung auf die Erforschung der psycho-sozialen Auswirkungen

der Arbeitslosigkeit niederschlägt. Explizit oder implizit liegt diesen Untersuchungen die Annahme zugrunde, daß die negativen psycho-sozialen Folgen der Arbeitslosigkeit - für deren Erfassung nach wie vor kein einheitliches und operationales Konzept zur Verfügung steht (Brinkmann 1976) - auf den Verlust der immateriellen Funktionen von Arbeit und Beruf zurückzuführen sind:

- Arbeit bedeutet Zeitverwendung; durch Arbeit werden Zeit und Zeitempfinden strukturiert, es entstehen Kontraste zwischen Arbeits- und Frei-Zeit, d.h. zwischen verschiedenen Funktions- und Lebensbereichen. In der Arbeitslosigkeit wird die gewohnte Zeitstruktur zerstört, die nun zur Verfügung stehende freie Zeit schlägt nach einer anfänglichen Phase der Entlastung («Urlaubseffekt») um in einen belastenden Zeitüberfluß.
- Arbeit und Beruf vermitteln soziale Kontakte und soziale Identität. Über die Arbeit, der einzigen »Zwangsverbindung« (Schelsky 1965) des Menschen mit seiner sozialen Umwelt, ist der einzelne in die Gesellschaft integriert. Durch den Verlust oder die Verkleinerung dieses Kontaktfeldes in der Arbeitslosigkeit entstehen nicht nur Irritationen über die soziale Identität; Arbeitslosigkeit bedeutet auch die zumindest partielle Desintegration aus der Gesellschaft, verbunden mit der Angst oder dem Erleben von sozialer Isolation, sozialem Rückzug.
- Über die Arbeit bzw. die Arbeitsleistung - und als deren sichtbarem Ausdruck, dem Einkommen sowie der Stellung im Beruf - definieren sich Status und Sozialprestige eines Menschen. Mit dem Arbeitsplatzverlust werden Status und Sozialprestige gefährdet, infragegestellt, was wiederum Einfluß hat auf die Eigenwahrnehmung, auf das Selbstbild als »leistungsfähiger Person« - Wahrnehmungen, die durch das Ausbleiben von Leistungs- und Erfolgserlebnissen noch verstärkt werden. Eng verbunden damit ist der Einfluß der Arbeit für die Entwicklung einer personalen Identität, des Gefühls der Selbstachtung und Selbstbewertung. Geht mit der Arbeitslosigkeit dieser Erfahrungsraum verloren, nehmen das Gefühl der Wertlosigkeit und sozialen Verunsicherung zu.
- Schließlich dient die Arbeit der Sicherung der materiellen Reproduktion, dem Gelderwerb. Mit dem Arbeitsplatzverlust müssen nicht allein Konsumwünsche reduziert werden, er bedeutet nicht allein bloßen Einkommensverlust, sondern v.a. auch die Erfahrung, von anderen (Arbeitsamt, Sozialbehörden usw.) abhängig zu sein, nicht für sich selbst, aufgrund eigener Hände Arbeit Sorge tragen zu können.

Diese hier typisierend umrissenen Funktionen der Erwerbsarbeit (vgl. den Überblick bei Heinemann, 1980 und Fröhlich 1979) und ihre Auswirkungen bei Arbeitslosigkeit gelten nach herrschender Meinung (vgl. Bolte 1965, König 1965, Fröhlich 1979) jedoch nur für Männer. Für Frauen wird - wie bereits eingangs erwähnt - mit dem Hinweis auf »überkommene Rollenvorstellungen« und die »Alternative Hausarbeit/-frau« die für Männer konstatierte Funktion und Bedeutung der Erwerbsarbeit nicht zugrundegelegt, was - in dieser Logik konsequent - bedeutet, daß Arbeitslosigkeit für Frauen die hier grob umrissenen Probleme und Belastungsarten (Gefühl der Wertlosigkeit, Statusverlustprobleme/-ängste, Zeitverfall / Zeitüberfluß, fatalistische Lebenseinstellung, Angst in sozialen Situationen usw.) nicht mit sich bringt.

So kommt Brinkmann (1976) - ähnlich auch Hentschel (1979) - zu dem Ergebnis, daß Männer durch Arbeitslosigkeit wesentlich stärker belastet sind als Frauen und Frauen in nahezu allen Belastungsdimensionen geringere Werte aufweisen.

Die Untersuchung Brinkmanns, in der Frauen und Männern die gleichen Fragen bzw. Sta-

tements vorgelegt wurden, gelangt zwar hinsichtlich der Belastung der Frauen durch Arbeitslosigkeit zu interessanten Einzelergebnissen (z.B. antworten Frauen in dieser Studie auf das Statement »mehr Zeit für die Familie« überwiegend zustimmend, woraus u.E. kurzschlüssig auf einen geringeren Leidensdruck geschlossen wird; verheiratete arbeitslose Männer sind stärker belastet als verheiratete arbeitslose Frauen; Frauen zeigen eine wesentlich höhere Zustimmung hinsichtlich des Statements »Verlust von Sozialkontakten« als Männer auf); diese werden jedoch keiner aus der widersprüchlich strukturierten Lebenssituation von Frauen resultierenden Erklärung zugänglich gemacht.⁵

Anhand der für die BRD umfassendsten Untersuchung zur Frauenerwerbslosigkeit von Heinemann u.a. (1980) kann nachgewiesen werden, wie selbst dort, wo die Lebensbedingungen von Frauen explizit und programmatisch zum Ausgangspunkt der Untersuchung gemacht werden, aufgrund der theoretischen und methodischen Vorentscheidungen (anhand standardisierter Fragen wurde der Frage nachgegangen, wieviele Frauen durch Arbeitslosigkeit »in ihre traditionelle Rolle als Hausfrauen zurückkehren«) die Ergebnisse den »traditionellen« Blickwinkel nicht zu sprengen vermögen:

»Sicherlich können die Belastungen der Arbeitslosigkeit zumindest von vielen Frauen einfacher aufgefangen werden als von Männern; dies gilt zumindest für verheiratete Frauen, denen die Familie eine Alternativrolle bietet, bei denen finanzielle Belastungen eher abgefangen werden können und bei denen sich Statusbewußtsein und Zufriedenheit nicht nur aus der Erwerbstätigkeit, sondern auch aus der familialen Situation ergeben. Auch Frauen ohne Partner, die noch Kinder zu betreuen haben, verarbeiten Arbeitslosigkeit zumeist besser als z.B. alleinstehende Frauen, weil der Verlust des Arbeitsplatzes in gewissem Umfang durch die Betreuungsaufgaben als Mutter ausgeglichen werden kann.« (Heinemann u.a. 1980, Kurzfassung S. 16)

Als kaum befriedigend gelöstes Problem erweist sich auch hier die Frage nach der (subjektiven) Bedeutung der Erwerbsarbeit für Frauen sowie, daraus folgend, die Bestimmung der »Arbeitsorientierung« der Frauen. Einerseits wird davon ausgegangen, daß die Klärung der mit Arbeit verbundenen »Wertorientierung, Präferenzen, Bedürfnisse und Wünsche« Aufschluß geben über die Bedeutung der Erwerbslosigkeit für Frauen. Andererseits wird »Arbeitsorientierung« definitorisch vorentschieden als »Erwerbsbindung« oder »Bindung an die Hausfrauenrolle« und bestimmt als »... Variable, mit der die individuellen Wünsche, Absichten und Erwartungen an die realen Beschäftigungschancen und an die situativen Gegebenheiten vor allem in der Familie angepaßt werden können« (ebd. S. 3)

Für diese wie auch andere (standardisiert durchgeführte) Untersuchungen gilt exemplarisch die von Becker-Schmidt (1983) formulierte Kritik, daß sie »... in ihren Antwortmöglichkeiten und Fragen meist schon so angelegt (sind), daß die abgerufenen Erfahrungen gar nicht differenzierter ausfallen können, als es die stereotypen Antizipationen der Forscher vorgeben.« (S. 15).

So wird denn auch die Anpassungsfähigkeit dieser »Arbeitsorientierung« durch die Feststellung der Autoren belegt, daß »... der Übergang vom Status der Arbeitslosigkeit in den Hausfrauenstatus (...) von einer starken Betonung der (Hausfrauen-) Rollenidentität geprägt (ist), die in eine starke Bindung an die Hausfrauenrolle und eine Ablehnung der Berufsrolle mündet.« (ebd. S. 4)

Die in dieser Untersuchung zum Ausdruck kommende mangelnde (weil unmögliche) Trennschärfe zwischen den Definitionen »arbeitslose Frauen«, »erwerbstätige Frauen« und »Hausfrauen« (welche dieser Gruppen sind keine Hausfrauen?), ist u.E. mit zurückzuführen auf den in der Literatur beklagten Mangel einer »empiriefähigen Theorie der Ar-

beit. Eine Theorie, die die Bedeutung der Arbeit für die Prägung von Personen/-gruppen, ihrer Lebenslage, ihrer Einstellungen, Orientierungen und Handlungsweisen nicht nur sehr allgemein und abstrakt beschreibt, sondern in ihren Einzelementen und ihren Beziehungen zueinander so konkret wird, daß sie Aussagen über die Wirklichkeit zumindest potentiell zuläßt.« (Fröhlich, 1979, S.38, auch Kutsch/Wiswede 1978, I). Der hier von Fröhlich angesprochene Mangel einer Theorie der Arbeit (bzw. Arbeitslosigkeit), die Einstellungen, Orientierungen und Handlungsweisen, was heißt, die subjektive Dimension von Arbeit, berücksichtigt, ist zwar nicht explizit als eine Forderung nach einer Theorie der Frauen-Arbeit zu verstehen, muß jedoch für diese ebenso entwickelt werden.

Erleben und Bedeutung von Arbeitslosigkeit für Frauen

Ausgangspunkt unserer eigenen theoretischen Überlegungen zur Bedeutung der Arbeitslosigkeit für Frauen (die vielfache Berührungspunkte mit denen Becker-Schmidts u.a. aufweisen) war die These, daß die *subjektive* Bedeutung der Arbeitslosigkeit weder ableitungsschematisch aus der für Frauen *gesellschaftlich* akzeptierten Verfügbarkeit einer »Alternativrolle« zu erklären⁷, noch mit dem Hinweis auf die nur marginale Bedeutung der Erwerbsarbeit zu fassen ist.

Anzusetzen haben Untersuchungen zur Frauenarbeitslosigkeit vielmehr an der Frage nach der lebensgeschichtlichen Bedeutung der Erwerbsarbeit für Frauen vor dem Hintergrund bzw. in Kontrast zur Hausarbeit sowie an der Frage nach Zentralität und Reichweite, die der Arbeitsplatzverlust im individuellen Lebensspektrum (Wacker 1978, S.23) einnimmt. Sowohl das derzeitige *Fehlen* der Erwerbsarbeit (der unfreiwillige Verlust des Erwerbsarbeitsplatzes) und seine Bedeutung als auch die in Übereinstimmung mit Knapp (1980) zu treffende Feststellung, daß Bedeutungen, Deutungen, Einstellungen etc. immer das »... objektiv vermittelte (...) un abgeschlossene Resultat einer individuellen Lebensgeschichte (...)« (S.24) sind, die Erwerbslosigkeit in ihren verschiedenen Bedeutungsdimensionen mithin nur mit Rückgriff auf die individuelle Geschichte der Frauen erhellt werden kann, beeinflusste unsere methodischen Überlegungen und die Entscheidung für die soziobiographische Methode.

Soziobiographien erlauben nicht nur Einblick in das Hier und Jetzt, die Momentaufnahmen sozialer Situationen und deren Bedeutung für die Betroffenen; sie ermöglichen darüber hinaus das Verstehen und Erklären der biographischen Voraussetzungen, d.h. der Erfahrungen und Erfahrungshintergründe für Motive und Handlungspotentiale in der jetzigen Situation. Für unsere Forschungspraxis bedeutete dieses Vorgehen zwar einen enormen Aufwand (sowohl hinsichtlich der Leitfadiskonstruktion, die sowohl »Offenheit« garantieren sollte, jedoch auch, um die Vergleichbarkeit der Interviews sicherzustellen, durch Erzählanreize, Nachfragen und festgelegte Themenbereiche strukturiert sein mußte, als auch hinsichtlich der Interviewsituation selbst (Transparenz der Forschungsziele, Eingehen auf auch scheinbar außerhalb der Forschungsinteressen liegende Bedürfnisse der befragten Frauen) und nicht zuletzt auch hinsichtlich des Auswertungsverfahrens, das u.a. der »Materialfülle«, den Interaktionsstrukturen im Interview und schließlich den über den interessierenden Fragenzusammenhang hinausgehenden Thematisierungen der Frauen gerecht werden mußte); dieses Vorgehen bot uns jedoch auch die Chance zur Einlösung der - v.a. für wenig explorierte Forschungsfelder wie dem der Bedeutung der Frauenarbeitslosig-

keit erhobenen - Forderung nach wechselseitiger Beeinflussung von Theorie und Empirie - eine Forderung, die durch ausschließlich standardisierte Methoden/Vorgehensweisen nicht eingelöst werden kann.

Die Ergebnisse der Untersuchung

Die nachfolgende Darstellung ausgewählter Ergebnisse ist zentriert um die Fragestellung: Welche Bedeutung haben Erwerbs- und Hausarbeit in der Lebensgeschichte von Frauen, welchen Veränderungen unterliegen diese Bedeutungen, wie wirken sich die lebensgeschichtlich generierten Bedeutungsgehalte im Falle der Erwerbslosigkeit aus und welche Belastungen ergeben sich daraus für die erwerbslosen Frauen?

1. Sozialisation durch Arbeit

Unsere Frage nach der Sozialisation zur und durch Arbeit galt den Erfahrungen der Frauen mit dem historischen und kulturellen Milieu, in dem sie aufwuchsen: dem Elternhaus, der Schule, der Ausbildung, der ersten Erwerbstätigkeit etc. Dabei mußten wir feststellen, daß die im Rahmen der sozialisationstheoretischen Diskussionen⁸ als arbeitsfreier Raum definierte Kindheit für die Frauen unserer Untersuchungsgruppe, die mehrheitlich der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsgeneration angehören, nicht gilt. Die durch den Erzählreiz: »Können Sie sich noch an (positive und negative) Kindheitserlebnisse erinnern?« provozierten Erzählungen der Frauen verdeutlichen - grob umrissen - zweierlei: Zum einen verfügen die Frauen mehrheitlich über die Erfahrung mit (Lohn-) Arbeit in der Kindheit, d.h. daß sie entweder den Müttern bei der Verrichtung von Arbeit halfen oder aber, daß sie durch eigene Arbeit, wie Heimarbeit, kleine Dienstleistungen wie Putzen, Liefergehen und Blumenverkauf, Hamstern und - nicht zuletzt - Hausarbeit zum Überleben der Familie beitrugen. Hinzu kommt ein weiteres, die Arbeitserfahrungen dieser Frauen bestimmendes Moment: Die durch Krieg und Nachkriegszeit, v.a. durch das Fehlen der Männer, verursachte tendenzielle Aufhebung der Trennung von Produktion und Reproduktion. Diese tendenzielle Aufhebung der Trennung von Produktion und Reproduktion meint gleichzeitig die tendenzielle Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und dies nicht nur zwischen Frauen und Männern, sondern auch zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mädchen und Jungen. Darüber hinaus wurde in den Erzählungen deutlich, daß sich die lange Phase der alleinigen Verantwortung für die Reproduktion der Familie durch die Frauen nicht nur in einem veränderten Erwerbsverhalten, sondern auch in der Veränderung der innerfamilialen Macht- und Beziehungsstrukturen niederschlug, daß es Frauen waren, die das Überleben sicherten, war neben der Erfahrung mit eigener Arbeit auch konstitutiv für eine weibliche (Arbeits-) Identität, die nicht einseitig auf Hausarbeit festgeschrieben war.

Die in diesem Rahmen nur skizzenhaft zu verdeutlichenden Erfahrungen der Frauen dieser Generation, die in der Retrospektive als konfliktbehaftet (Stolz auf die geleistete Arbeit im Konflikt mit Bedürfnissen wie Spielen und Lernen) geschildert werden, finden ihren Ausdruck in der frühen Selbstbewertung, dem frühen Selbstbewußtsein durch und über Arbeit. Becker-Schmidt (1980) kommt in ihren Überlegungen zu den Konstitutionsbedingungen der Bedeutung von Arbeit zu ähnlichen Ergebnissen:

»Die kindlichen Erfahrungen von Widersprüchen zwischen Bedürfnissen nach In-Ruhe-gelassen werden, Zeit-verlieren dürfen und Arbeitszwang kann sehr verschiedenartig verarbeitet werden: Resi-

stenz und Distanz gegenüber Arbeitsanforderungen können ebenso ausgebildet werden wie identifikatorische Beziehungsweisen auf sie. Internalisierungen finden aber in jedem Falle statt. Arbeitsanforderungen werden in der Kindheit (und auch später) zunächst einmal durch Personen vermittelt. Dieser emotional-persönliche Beziehungshintergrund ist von den objektivierten, realen Arbeitserfahrungen nicht zu trennen. Im simultanen Vollzug von Tätigsein und Interagieren werden die affektiven Konflikte in intrapsychische verwandelt. Äußerer Zwang wird nach innen genommen. Lob und Tadel werden nach dem Vorbild der Bezugsperson selbst vertreten. In diesem spezifischen Sinne sprechen wir von Internalisierung, Verinnerlichung.« (Becker-Schmidt 1980a, S. 237f.)

Arbeitserfahrungen in der Kindheit vermittelten für diese Frauen die frühe Einsicht in die eigenen Fähigkeiten und die eigene Kompetenz. Auch war sie früh Grundlage für Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Der hier theoretisch skizzierte Zusammenhang soll im folgenden durch einen Interviewausschnitt, der als exemplarisch gelten kann, verdeutlicht werden:

Frau R. wächst in einer Zeit auf, in der von den Menschen der Einsatz aller Kräfte für das tägliche Überleben gefordert wird. Die Mehrzahl der Menschen ihrer Umgebung sind Frauen, auch sie wächst durch den frühen Tod des Vaters nur mit der Mutter auf. Um die Familie durchzubringen, macht die Mutter Heimarbeit (sie hat zwar einen Beruf (Krankenschwester) erlernt, wird jedoch Opfer der sogenannten Doppelverdienerkampagne).

»Ja, die Zeiten waren damals schwer für die Frau auch. Tag und Nacht Alarm nachher, und wir waren dauernd krank gewesen, Mutter hat Heimarbeit gemacht, alles selber schleppen, keine Fahrverbindungen, so wie heute, war schwer gewesen. Na ja und da war ich auch 'ne Zeitlang im Heim, weil's ihr zu schwer war mit zweien, na ja, und als ich dann aus der Schule kam, ich kam ja '44 raus, weil war ja Anfang des Schuljahres, wir haben ja bloß noch Appell gehabt, keine Lehrer mehr da, der Direktor kam immer: 'Heil Hitler, was haben wir wieder erobert?', dabei waren wir schon längst auf dem Rückzug.«

Frage: »Können Sie sich denn noch so erinnern, wie Sie erzogen wurden?«

Frau R.: »Wie erzogen?, wenn ich aus der Schule kam, hieß es: 'Haste Schularbeiten auf?, mach' bloß schnell, ich muß liefern'. Ich hab' sehr geschickte Hände, wissen Sie, ich war sehr geschickt schon als Kind gewesen, da mußst' ich immer helfen. Ich geh' also, bin dumm und geh' ran und mach, und 'ach, Du kannst das ja so schön', da war ich dann schon dranne, nich. Früh vor der Schule. Ja, ich weiß, als der Krieg anfang, da hab' ich früh schon gegessen, da war's noch nicht mal hell, nich, da hab' ich schon, da war ich neun Jahre, da hieß es, ich brauch' heut nicht in die Schule, die Polen haben die deutsche Grenze überschritten, den Satz werd' ick nie vergessen. Da hab' ich schon lange an der Heimarbeit früh gegessen mit Muttern. Wenn ich aus der Schule kam auch, ne, und dann bin ich öfter mit den Mädels spielen gegangen, nich, na ja und dann hieß es, ich bin schwer erziehbar, weil ich immer gesehen hab', daß ich mal 'ne Stunde freinahm, ne.«

Ihre Erinnerungen an Kindheit und Schulzeit sind Erinnerungen an Arbeit: Arbeit der Mutter und eigene Arbeit. Kindliche Bedürfnisse wie Spielen ist sie immer wieder gezwungen zurückzustellen oder der Mutter abzutrotzen. Den Arbeitszwängen kann sie sich nur ein Stückweit entziehen, dem Lob der Mutter noch viel weniger. Sie erfährt jedoch auch, daß sie von der Mutter gebraucht wird, daß die Mutter auf sie - 'ihre flinken Hände' - angewiesen ist. Diese Erfahrung, schon früh zum Überleben der Familie beitragen zu können, schon als Kind Verantwortung zu tragen, stärkt ihr Selbstwertgefühl. Dennoch klingt in ihren Erinnerungen die Ambivalenz ihrer damaligen Situation an. Die Defizite sind ihr noch heute bewußt. 'Ich war so dumm', sagt sie. Erst nachträglich begreift sie: Es ging nicht anders, 'die Zeiten waren schwer für die Frau', eine Erkenntnis, die sich retrospektiv vermischt mit ihrer Einschätzung der heutigen Situation von Frauen. Während sie heute

die 'Zeiten' als Verhinderung dessen begreift, was ihren kindlichen Bedürfnissen entsprach, war es früher die Mutter, die verhinderte, daß sie spielen - und was noch wichtiger war - daß sie lernen konnte.

Während Arbeiten bereits zu etwas ganz Selbstverständlichem geworden ist, stellt Lernen etwas Besonderes dar. Dazu kommt sie durch den Zwang zur Mithilfe bei der Heimarbeit und durch die ständigen Appelle nie. Etwas zu lernen ist ihr größter Wunsch, dem sie jede freie Minute zu opfern bereit ist und dem sie selbst unter den unmöglichsten Umständen nachgeht:

»Manchmal, kaum im Bett, dann ging die Sirene, dann ging's in den Keller und die ersten Alarme hab' ich mich gefreut, hab' ich mich immer gefreut, wenn Alarm kam, dann war nämlich da 'ne Oma, die hat Handarbeiten gemacht, meine Mutter machte gar keine und da lernte ich damals häkeln, nich, und da war ich froh, wenn Alarm war, das war die einzige Zeit, nachts im Keller, ne, wenn ich dann lernen durfte.«

Auf die Fliegeralarme freut sich sie, sie werden für Frau R. die einzige Zeit, in der sie 'lernen durfte!' Was sie lernt, scheint dabei mehr dem Zufall - hier: der Oma, die gerade Handarbeiten macht - überlassen zu sein. Weniger zufällig ist hingegen ihr Berufswunsch: Sie möchte Schneiderin werden. Dieser Berufswunsch ist in zweifacher Hinsicht verbunden mit dem Vater, der Herrenschneider war und ihr - im Gegensatz zur Mutter, die sie nicht in ihrem Bedürfnis, etwas zu lernen unterstützt und sie zur Mitarbeit zwingt - versprochen hatte: 'Dat Mädél lernt mal 'nen Beruf, sie ist mal nicht von 'nem Mann abhängig'. Da der Vater nicht in die Situation kommt, dieses Versprechen auch tatsächlich einzulösen, verkündet er sich in der Erinnerung von Frau R. zu jemandem, dem sie mit dem Wunsch, Schneiderin zu werden, näher kommen möchte.

»Das hab' ich von ihm geerbt«, erläutert sie ihren Wunsch. Die Möglichkeit, diese Fähigkeit später auch für eine Familie nutzen zu können, tritt hinter dem Wunsch, dem Vater gleich zu sein, zurück. Eine Familie zu haben, an eine Zukunft zu denken, ist für die Frauen dieser Generation ohnehin kaum gegeben. Einen Beruf zu haben, der das Überleben sichert, ist da wichtiger.

Die in nahezu allen Interviews in den retrospektiv geschilderten Lebensentwürfen auftauchenden »sicheren Erwerbsarbeitsplätze« und Berufswünsche sind Resultat der früh auf Arbeit gerichteten Bedeutungs- und Werthaltungen der Frauen. Und wenngleich sich diese Wünsche - wie auch im Fall der Frau R. - an der Kriegs- und Nachkriegsrealität brechen, bleiben sie als »Orientierungen«, als grundsätzliche Bedeutungsmuster erhalten⁹.

Als Frau R. vor der konkreten Berufsentscheidung steht, liegt Berlin in Trümmern, und sie ist froh, überhaupt eine Arbeit zu finden.

»Und '44 dann, da sollte ick anfangen beim Peek und Cloppenburg und da war doch damals die Stadtmitte, samt Spittelmarkt, war da alles ausgebombt, nich, da war doch gar nichts mehr. Da ging' se in de Kirche zum Pfarrer und da sagt se: 'Was mach' ich denn bloß mit meiner Tochter?', sagt se, '... die kommt aus der Schule, was mach' ich denn?' 'Na ja', sagt er, 'geben Sie se ins Kloster vom guten Hirten, da lernt se alles: Dann kam ich da rein, und da war ich drei Jahre drinne.«

Frage: »Haben Sie da eine Ausbildung gemacht?«

Frau R.: »Ja, wir haben da alles gelernt, also was ich da lernte, das war wirklich Goldes wert, nich.«

Frage: »Und waren das da vorwiegend so Haushaltssachen, die Sie da gelernt haben oder auch ...?«

Frau R.: »Ja, ja und auch alles schwere Arbeit, nich. Und dann waren gerade da die Bomben weggelesen, da war das eine Gebäude auch so alles weg und dann haben wir müssen die ganzen Schuttberge alles abräumen, da haben wir draußen müssen die Bombentrichter, in Marienfelde waren doch furchtbar viele Bomben gefallen, da waren ja Trichter, da konnten sie Häuser reinstellen, da haben

wir das alles machen müssen, da war ick 13, 14 Jahre alt. Det sollen die mal heute arbeiten, wat wir früher arbeiten mußten, da haben wir die großen Maurerkarren gehabt, die haben wir gehäuft vollgehabt und dann in den Trichter rein, überlegen Se mal, machen Se det mal immer ...«.

Die Erfahrung, 'mit eigener Hände Arbeit' nicht nur zum Überleben der Familie beigetragen zu haben, sondern am Aufbau Berlins mitgewirkt zu haben, eine gesellschaftliche Leistung erbracht zu haben, konstituiert ein Selbstbewußtsein, das sich wie ein roter Faden durch ihre Biographie zieht. Nicht zuletzt darauf bezieht sie auch ihre heutigen Ansprüche an »den Staat«, im Fall der Arbeitslosigkeit aktiv zu werden.

Neben dem Stolz auf die eigene Leistung entwickelt sie jedoch auch sehr früh ein Gespür für Überforderung und Ausbeutung. Der Satz 'Da haben wir vieles gelernt', bedeutet in diesem Zusammenhang mehr, als arbeiten zu lernen oder sich Fähigkeiten anzueignen. Er umfaßt auch das Lernen von Widerstand, von Sich-Wehren.

»Da hatt' ich einmal, da kam ich so lange aus dem Bügelzimmer nicht raus, waren Gaseisen auch, die waren auch so schwer, da hieß es dann, in drei Minuten ein Oberhemd schrankfertig. Überlegen Se mal, und ick natürlich, Sie werden lachen, ick hab' es fast geschafft, überlegen Sie mal, so wurden wir ausgenutzt. Und die Kragen, die waren ja gesteift ...«

Interviewerin: »Ja, das ist ja heute alles viel einfacher.«

Frau R.: »Nich, die wurden ja rundgezogen, nich, wenn man innen bügelte, da mußte man ja die Gasflamme ausmachen, da mußte man's wieder hochheben, das Eisen, dann mußte man's ja wieder anmachen, ick konnte ja nicht mit der Gasflamme da reingehen, da verbrennen ja die Sachen. Das überlegen Se sich mal, nich. Und da haben se mich ewig nich rausgeholt, denn soviel wie ick geschuftet hab', hat ja keener gearbeitet, na hab' ich der Schwester 'nen Brief geschrieben, weil ich ewig nicht mit ihr sprechen konnte, immer hat se mich beiseite, und dann zeigte Mutter hier von der Klara-Kirche dem Kaplan des und da sagt er: 'Sind Se doch froh, daß Ihre Tochter sich wehren kann.' Die haben mich immer so als frech hingestellt, da hieß es dann frech und schwer erziehbar, was sollte man machen, ich mußte mich ja wehren.«

Die Zeit im Kloster spielt für ihren Selbstfindungsprozeß eine erhebliche Rolle: Dort lernt sie, sich auf eigene Arbeit zu beziehen, die nichts mit der Mutter und deren Ansprüchen zu tun hat. Hier lernt sie etwas eigenes, bildet eine eigene Persönlichkeit heraus, die sie den Ansprüchen der Mutter entgegensetzen kann.

Gegen den Willen der Mutter, die sie in einen Haushalt 'steckt', kündigt sie dort nach relativ kurzer Zeit, obwohl ein solcher Schritt vor dem Hintergrund der damaligen Arbeitsmarktlage ein beträchtliches Risiko beinhaltet. Mit viel Glück findet sie wenig später eine Anstellung als Kleiderschürzennäherin in einer Fabrik. Es ist in diesem Augenblick das Beste, 'was man finden kann'.

Dort arbeitet sie einige Jahre bis zur Geburt ihrer ersten Tochter. Erzwungenermaßen gibt sie die Arbeit auf, weil sich für die Kleine kein Kindergartenplatz finden läßt ('wo sollte ich sie denn lassen?').

Mehr nebenbei und in Zusammenhang mit dem Verkauf ihrer Gitarre durch die Mutter erwähnt sie: »Ich war da schon verheiratet ...«, und auf eine entsprechende Nachfrage antwortet sie: »Geheiratet hab' ich praktisch nur, damit ich bloß schnell rauskomme.«

Dieses Motiv für eine Heirat nannten uns viele Frauen. Die beengten Wohnverhältnisse, die restriktiven Moralvorstellungen der 50er und 60er Jahre, die die Verwirklichung des Kinderwunsches bei den meisten Frauen nur über eine Ehe realisierbar erscheinen ließen, führten zu diesem Schritt, der jedoch nur für die wenigsten unter ihnen (lediglich für ein knappes Drittel) gleichbedeutend war mit der Aufgabe der Erwerbstätigkeit: Die meisten

waren - trotz familiärer Belastungen - ununterbrochen erwerbstätig. Für sie stellte sich nicht die Frage Erwerbsarbeit *oder* Familie, sondern das Problem Erwerbsarbeit *und* Familie.

2. Die Bedeutung der Vereinbarung von Haus- und Erwerbsarbeit in den Lebensgeschichten der befragten Frauen

In Zusammenhang mit der Klärung der Bedeutung von Erwerbs- und Hausarbeit für die Frauen muß auf ein methodisches Problem aufmerksam gemacht werden, das u.E. bisher zu wenig Berücksichtigung fand: Innerhalb der Diskussion um die »Orientierung« der Frauen (»berufsorientiert« oder »familienorientiert«) wird »familienorientiert« gleichgesetzt mit »hausarbeitsorientiert«. Durch die Ermittlung der Lebensentwürfe der von uns befragten Frauen kamen wir jedoch zu dem Ergebnis, daß die Vorstellung von Familie in den Plänen, Wünschen und Zukunftsperspektiven der Frauen nicht identisch sind mit der durch die Familie für die Frau anfallenden Arbeiten. Der Wunsch nach einer Familie wird von den Frauen retrospektiv begründet mit dem Wunsch nach emotionaler Geborgenheit, dem Wunsch nach Kindern oder aber der einzigen Möglichkeit, die Herkunftsfamilie verlassen zu können. Neben dieser - von den Frauen selbst thematisierten - Trennung zwischen Familie als gedachtem emotionalem Refugium und der später erfahrenen Realität der Familie als Arbeitsplatz kommt in den von den Frauen anhand ihrer Lebensgeschichten vermittelten Konflikten und deren Bewältigung zum Ausdruck, daß die auf Arbeit gerichteten Bedeutungsmuster, Hoffnungen und Wünsche nicht mit den Vorstellungen »frauen-spezifischer« Sozialisation als Reduktion aller Bedürfnisse auf Kinder und Familie übereinstimmen. Welche Realisierungsmöglichkeiten diese v.a. auf Erwerbsarbeit gerichteten Bedeutungsmuster in der jeweiligen Arbeitsbiographie finden konnten, welchen »objektiven« Zwängen (Krieg/Flucht, Arbeitslosigkeit v.a. in der Nachkriegszeit und den 50er Jahren, Abbruch der Lehre durch Schwangerschaft etc.) sie unterworfen waren und wie sie sich oft gerade trotz oder wegen dieser Zwänge und Verhinderungen durchhielten oder verschoben, verdeutlichen die Frauen anhand ihrer biographischen Rückblenden auf ihre Erwerbsverläufe und ihre familialen Erfahrungen.

Die konkreten Schilderungen der Erwerbs- und Familienarbeit, die Bedeutung der Vereinbarungs-Zwänge und -Wünsche, der Belastungen, die die Frauen auf sich nahmen, die Haus- und Erwerbsarbeit ausübten, die Defizite, die die wenigen Frauen schilderten, die - entweder auf »Wunsch« des Ehemannes oder aufgrund fehlender Unterbringungsmöglichkeiten für ihre Kinder - die Berufs- oder Erwerbsarbeit für eine (meist kurze) Zeit unterbrachen, verweisen darauf, daß Erwerbsarbeit zwar in vielen Fällen den familialen Zwängen angepaßt wird, aber auch darauf, daß diese Anpassungen nicht das Ergebnis einer sowieso schon vorhandenen »Familienorientierung« sind, sondern vielmehr das Ergebnis des Ausbalancierens eigener Bedürfnisse mit den von außen an die Frauen gerichteten Anforderungen. Aus diesen Anpassungen (wie bei Heinemann - vgl. Teil Bedeutung der Arbeitslosigkeit -) auf eine emotional-psychische Anpassung zu schließen, erweist sich für unsere Untersuchungsgruppe als unzutreffend. Dies verdeutlichen die durch die Lebensverlaufs-perspektive sichtbar werdenden »Bedeutungsverschiebungen«: Anhand der Konfrontation der Bedeutung der Erwerbsarbeit im *Lebensentwurf* der Frauen mit der für die *heutige Situation* formulierte Bedeutung der Erwerbsarbeit läßt sich eine *Bedeutungszunahme* der Erwerbsarbeit feststellen:

Während 22 der 36 Frauen bereits im Lebensentwurf der Erwerbsarbeit die Priorität gegenüber der Familie gaben, formulierten 11 Frauen Erwerbsarbeit und Familie als gleichgewichtig in ihren Zukunftsplänen und nur 3 Frauen nannten ausschließlich die Familie als ihre Zukunftsperspektive. Heute - nach oft jahrzehntelanger Erfahrung in beiden Arbeitsbereichen - hat sich die Priorität verschoben: 35 Frauen bevorzugen die Erwerbsarbeit und 3 Frauen würden »am liebsten beides vereinbaren«.

Der Prozeß dieser Bedeutungsverschiebungen soll im folgenden anhand eines Ausschnittes aus der Arbeitsbiographie von Frau M. nachvollzogen werden:

»Mit 21 hab' ich dann geheiratet. Weil man ja sonst die Einwilligung brauchte von den Eltern und bin aber, das hat se (die Mutter, Anm. d. Verf.) eigentlich gelassen, die hat es dann auch gemerkt, eh se uns vielleicht ganz verliert, ja, hat se auch damals meine erste Schwester ziehen lassen, ich meine nicht so jung wie die Jugend heute auszieht, ja, eh se uns ganz verliert, hat se dann, bin ich dann ein halbes Jahr früher ausgezogen, habe in Untermiete gewohnt, mein Mann hat eine Wohnung besorgt damals, is' rumgerannt, das fand' ich herrlich, ich persönlich, ich wollte eigentlich noch nicht heiraten ... Und dann hab' ich doch geheiratet und dann kam auch gleich meine Tochter. Man hätte ja vielleicht noch warten können, aber, bei uns gab's ja noch nicht die Pille und so und dann kam meine Tochter. Man hatte det übernommen von meinen Eltern, ihren Eltern, heiraten und Kinder kriegen ja. Man hat vielleicht viel falsch gemacht.«

Frau M. findet, daß sie »vielleicht« viel falsch gemacht hat. Dieses »vielleicht« steht für die Ambivalenz ihrer Einschätzung und für das Wissen, daß sie es damals nicht anders machen konnte. Dies drückt sie auch in der Antwort auf unsere Frage aus, ob sich ihre Zukunftspläne erfüllt hätten, und wenn nicht, was sie dann heute anders machen würde:

»Nee, eigentlich, so recht erfüllt nich. Ich möchte eigentlich so leben wie die Jugend heute lebt, 'ne Wohnung, machen und tun was man will, zu damaligen Zeiten war es unmöglich, für heutige Zeiten würd' ich mir das wünschen. Das hab' ich auch meiner Sabine gesagt, die ist zwar ausgezogen jetzt vor einem Jahr, allerdings is det nich ihre Wohnung, aber, wenn ich nochmal jung wäre, würde ich es versuchen so zu machen, arbeiten, 'ne schöne Arbeit haben, 'ne feste Arbeit, 'ne Wohnung, ja. Ich weesß nich warum, heute denkt man jedenfalls anders wie ich früher.«

Die Reflexion ihrer damaligen Entscheidung ist sowohl retrospektiv ausgerichtet als auch zukunftsorientiert: Es geht um die Zukunft ihrer Tochter, die es, wie könnte es anders sein, besser machen soll. Auf keinen Fall soll sie die »Fehler«, die die Mutter (vielleicht) gemacht hat, wiederholen. Ob die Handlungs»alternative«, die sie nachträglich in Erwägung zieht, jedoch die bessere gewesen wäre, wagt sie zu bezweifeln:

»Heute sag' ich, warum hastes nicht umgekehrt gemacht, erstmal die Kinder, daß sie groß werden und dann wärste arbeiten gegangen, aber hätte hätte ...
Und dann gab's wieder andere Probleme, denn dann kommt man wieder nicht rein ...«

Ihr heutiges Wissen um die Unmöglichkeit einer Entscheidung für die Berufsarbeit oder für die Familie und damit verbunden gegen den anderen Arbeitsbereich und die Erfahrung, daß die Kompromisse zwischen beiden Arbeitsbereichen, die sie zu schließen gezwungen war, letztlich zu Lasten ihrer Gesundheit gingen und damit zur Erwerbslosigkeit führten, durchzieht die Schilderung der Erwerbs- und Familienbiographie von Frau M. wie ein roter Faden:

»Heute ärgert man sich drüber, dann wär' vielleicht der Lauf meines Lebens nicht so schwer gewesen, denn nachher hab' ich ja angefangen, schwer körperlich zu arbeiten.«
»Im Grunde genommen hab' ich gearbeitet, 1954 hab' ich angefangen zu lernen, '58 hab' ich ausge-

lernt und bis '61, als meine erste Tochter geboren wurde. Da hab' ich dann gemerkt, da hab' ich vielleicht noch dieses eine Jahr zu Ende gemacht, hab' aber gemerkt, das geht nicht, du kommst abends so spät nach Hause, die hat nicht ihr Essen, ich meine, man kocht vor, aber es is doch anders, manchmal hat man's nicht geschafft, und dann stand se schon immer da, wenn man denn kam, man selber war auch k.o., hab' ich gedacht, so kannst det nicht weitermachen.«

Daß die Erwerbstätigkeit jedoch trotz aller Konflikte für sie selbstverständlich war, betont sie mit der nur kurzzeitigen Unterbrechungsphase, die durch die Geburt der Tochter und das Fehlen eines Krippenplatzes entsteht.

»Ich hab' ja immer gearbeitet, ich hab' ausgelernt 1958. 1960 hab' ich geheiratet. 1961 kam meine älteste Tochter zur Welt, eigentlich an sich immer gearbeitet, 1962 hab' ich mal ausgesetzt, '61, '62, also das war vielleicht mal ein halbes Jahr.«

Arbeitsplatz- und Arbeitszeitwechsel führen jedoch nicht zu einer grundsätzlichen Lösung ihres »Vereinbarungs-« Problems. Daß es im Umgang mit Menschen, hier mit einem Kind, nicht ausschließlich um die materielle Versorgung geht, sondern auch um die Befriedigung psychischer und emotionaler Bedürfnisse, bekommt Frau M. sehr bald zu spüren. Und auch, daß sie - als Mutter - die Zuständige für die Befriedigung dieser Bedürfnisse ist, die weniger flexibel und anpaßbar sind als die eigenen und als Erwerbsarbeitsplätze.

»Die erste Zeit, als ich anfang auf der Post, hatt' ich ja wie gesagt, keinen Kindergartenplatz und die hatte nu ausgeschlafen und ich wollte schlafen und immer grade, wenn ich beim Einschlafen war, dann fing sie an zu erzählen, oder sie is aufgestanden, sie war ja erst ein knappes Jahr, und dann hab' ich mal mitgekriegt, man kann sie ja nicht beschäftigen, ich war hundemüde, ja, bin abends um sieben losgezogen, morgens um sechs kam ich nach Hause, ich war hundemüde, das war 'ne furchtbare Zeit, und da hör' ich, wie immer jemand sagt 'wische wische wische', und ich denke, was macht die denn da, und da hat se 'n Lappen gehabt und ihr Nachttöpfchen, und hat da immer alles aufgewischt oder den Schrank bemalt, und da hab' ich gesagt, so geht's nicht weiter, du mußt jetzt 'n Platz kriegen, meine Geschwister hatten gearbeitet, zu der Zeit hatte auch meine Mutter noch gearbeitet, meine Schwiegermutter hat gearbeitet, ich wußte nirgends, wo se hingehen sollte, zu Fremden wollt' ich sie nicht geben oder so, dann hab' ich gesagt, also wir müssen jetzt unbedingt einen Kindergartenplatz finden, so geht's nicht weiter.«

Und als sie endlich einen Kindergartenplatz findet, muß sie feststellen, daß sich das Kind im Kindergarten nicht wohlfühlt.

»An sich war meine Älteste aber überhaupt kein Kindergartenkind, die hab' ich dann nachher mit fünf Jahren wieder rausgenommen. Die hab' ich rausgenommen, weil det unmöglich war, die hat gelitten, sehr ruhig, sehr schüchtern und da hab' ich mir ja Gott sei Dank so'n Arbeitsplatz besorgt, der war nur zehn Minuten von meiner Wohnung entfernt, so daß, wenn se krank war, oder irgendwas war, ich gleich zuhause war. In der Mittagspause konnt' ich nach Hause gehen. Dann hab' ich ja auch schon um sechs angefangen, daß ich früh zuhause sein konnte, um halb drei hab' ich Schluß gehabt.«

Mit diesem Arbeitsplatzwechsel verbinden sich in ihrer Erinnerung jedoch nicht nur Zwang bzw. bessere Vereinbarungsmöglichkeiten von Erwerbs- und Hausarbeit auf einer organisatorischen Ebene:

»1968 hab' ich im Kindergarten angefangen, fast 10 Jahre. (...) Aber nicht als Erzieherin oder so, das war ich nicht, denn da hatte ich ja die Ausbildung nicht für. Damals vielleicht nach'm Krieg, denn ich kenn' da 'ne Kollegin, oder mehrere, die hatten zwar keine Ausbildung, aber die sind nach dem Krieg da reingekommen und haben Glück gehabt, aber nachher haben se ja nur Erzieherinnen genommen, und so bin ich da als Raumpflegerin gegangen, aber war immerhin in 'ner Krippe mit Babies und das hat mir Spaß gemacht.«

Erneut paßt sie die Erwerbsarbeit an die Bedürfnisse des Kindes an, die sie zu ihren eigenen macht, indem sie dadurch ihre Schuldgefühle vermindern kann. Diese Anpassung als familienbezogenen Instrumentalismus zu interpretieren, hieße jedoch, ihre auch in dieser neuen Erwerbsarbeit zumindest ein Stück weit realisierten »eigenen« Bedürfnisse zu ignorieren: Sie nähert sich wieder ihrem alten Berufswunsch: Säuglingsschwester an. Zwar putzt sie, aber »immerhin« - und dies verkörpert den arbeitsinhaltlichen Bezug auf diese Arbeit - in 'ner Krippe mit Babies«. Die Arbeit im Kindergarten verrichtet sie 10 Jahre, dann ist sie zur Aufgabe dieser Arbeit gezwungen, weil sie sich mehreren Wirbelsäulen-Operationen unterziehen muß. Seitdem ist sie erwerbslos. Ihr Fazit klingt bitter:

»Immer nur Rücksicht auf die Kinder und Familie und man selber ist draufgegangen, wie ich jetzt festgestellt habe.«

Diese Bitterkeit rührt zum einen aus der Erfahrung nach ihrer Genesung, daß sie keine neue Erwerbsarbeit mehr gefunden hat. Putzen darf sie nicht mehr, ebensowenig darf sie andere körperlich anstrengende Arbeiten verrichten. Trotzdem versuchte sie verschiedentlich, eine Halbtagsstellung als Verkäuferin zu bekommen, aber durch ihre lange Berufsunterbrechung und die Verrichtung berufsfremder Tätigkeiten stehen ihre Chancen, wieder in ihrem alten Beruf zu arbeiten, schlecht.

Zum anderen, und dies verdeutlicht ihr kurzes Fazit, sieht sie sich heute vor der Konsequenz ihres jahrelangen Selbstverzichts und ihrer Rücksichtnahme auf die Familie - aus Liebe. Sie beschreibt hier ein der Hausarbeit immanentes Problem: Hausarbeit gleich in welcher Dimension - bedeutet Selbstverzicht, sei es dergestalt, daß die eigenen - wie in diesem Fall mit der Erwerbsarbeit zusammenhängenden - Bedürfnisse zurückgestellt werden, sei es, daß es an den entsprechenden Gegenleistungen durch die anderen Familienmitglieder fehlt (und dies ist fast immer der Fall!). Gleichzeitig birgt diese Arbeit aus Liebe eine weitere Falle: Sie zu verweigern, bedeutet Liebe zu verweigern. Ein Konflikt, den auch Frau M. bis heute nicht lösen konnte:

»... Dieses Wort anpassen heute und so ja, das widerstrebt mir dermaßen, ich war so' n Mensch, der sich furchtbar viel angepaßt hat, ja, und hauptsächlich wahrscheinlich, und heute bin ich ganz dagegen, ja, anpassen finde ich furchtbar. Man hat viel zu wenig Zeit für sich selber. Auch wenn meine Tochter mich heute ruft, ich bin immer da, obwohl ich manchmal bestimmt was vorhabe, dann schieb ich das wieder zurück.

Interviewerin: Aber die ist doch gar nicht mehr so klein.

Frau M.: Nee, jetzt mein ich die Große, die hat doch zwee Katzen und die sind noch so jung, und ich habe mich verabredet, mit meiner Mutter oder sonstwem, denn hab' ich mich schon ertappt, dann geh' ich doch erst zu meiner Tochter, weil mir die Katzen wieder leid tun, und ick komm' einfach von diesem Punkt nicht ab; das hab' ich mir schon vorgenommen, ich möchte mal so richtig hart sein. Wie oft hab' ich mir schon vorgenommen, das machst du das nächste Mal nie wieder und ertappe mich doch wieder, daß ich's doch gemacht hab'. Was wollen Sie da machen? Ist das ein schlechter Zug, ist das ein guter Zug? Suchen Sie sich's aus.

J.: Wenn das auf Ihre Kosten geht oder so, dann denk ich, muß man da schon ein bißchen Abstriche machen.

M.: Also immer wieder ertapp' ich mich dabei. Denn ick weiß wie hart manchmal meine Tochter sein kann, die Älteste grade, die Kleene ooch nicht so, die versucht dann doch 'nen Weg zu finden, um einem doch ein bißchen, und die Älteste, - nein, kann ich nicht - aus. Ist das nun besser, oder schlechter?

Früher hab' ich immer gedacht, Du mußt das machen, ja. Du mußt, und vor allem meiner Mutter gegenüber oder meinen Geschwistern oder meinem Mann oder meinen Kindern. Du mußt, und heute

ärgeren ich mich doch ein bißchen darüber, denn wie oft hab' ich schon 'ne Enttäuschung erlebt und war traurig oder wütend da drüber, aber ich krieg's einfach nicht fertig. Vielleicht werd' ich's doch noch schaffen.

In diesem »vielleicht« schwingt Skepsis mit, die v.a. durch die derzeitige Situation von Frau M., ihre Erwerbslosigkeit, geprägt ist. Wie für Frau M. bietet Erwerbstätigkeit auch für viele andere Frauen die Möglichkeit, Hausarbeit ein Stück weit an die übrigen Familienmitglieder zu delegieren und sie damit ein Stück weit zu verweigern. Fällt die Erwerbsarbeit weg, so ist den Frauen sowohl gegenüber der Familie, oft jedoch auch vor sich selbst die Legitimation entzogen, auf Mithilfe bei der Hausarbeit zu drängen.

Die Erfahrungen der Frauen, die zwischen ihren Lebensentwürfen und ihrer heutigen, durch Arbeitslosigkeit geprägten Situation liegen, sind (im Falle der verheirateten, geschiedenen und alleinerziehenden Frauen) v.a. geprägt durch den Kontrast der beiden Arbeitsbereiche. Auf die Erwerbsarbeit bezogen sind das neben der materiellen Gratifikation die - in den Gesprächen unterschiedlich gewichteten - »immateriellen« Funktionen der Erwerbsarbeit: Bestätigung, Anerkennung, Kontakt, die Möglichkeit der Selbstbewertung, Kommunikation, Partizipation an der Öffentlichkeit (Bedeutungsdimensionen, die - mit Ausnahme der Dimension »gesellschaftlicher Status« - auch für Männer gelten).

Diese Bedeutungsdimensionen der Erwerbsarbeit - darauf sei bereits an dieser Stelle hingewiesen - bilden die Folie für das Erleben der Erwerbslosigkeit und für die durch den Wegfall des Erwerbsarbeitsplatzes auftretenden Belastungen. Sie werden - in unterschiedlichen Ausprägungen - je nach Dauer der Erwerbslosigkeit und je nach individuellen, in der Biographie herausgebildeten Handlungsstrategien - zu Leidensdimensionen.

Eine der am häufigsten geäußerten Dimensionen der Erwerbsarbeitsbedeutung ist der *Kontakt* zu Kollegen resp. seine Kehrseite, die Isolation durch den Wegfall der Erwerbsarbeit:

»Ja, weil mir das doch draußen viel gibt, weil ich denn hier jetzt doch nicht so, nicht isoliert bin, ich bin nie isoliert gewesen, aber ich möchte jetzt eben doch nicht mehr nur hier zu Hause sein. Ich brauche Leute, ich brauche Menschen. Ja, ich brauche Kontakt und bilde mir immer ein, ich will nicht ... so wirste ... irgendwo muß es ja einen Hintergrund haben, ich kann wahrscheinlich doch vielen Frauen, vielen Frauen was geben, ja.«

Im Gegensatz zur häuslichen Isolation und den immer wiederkehrenden gleichen Arbeitsverrichtungen wird - wie in der nachfolgenden Textpassage - die durch die Erwerbsarbeit erfahrene Abwechslung sowie die Arbeitsfreude betont:

»Wir haben uns eigentlich auf unserer Arbeitsstelle, also daß wir rumgealbert haben, das hat Spaß gemacht trotzdem, ja und dann hat der mal was neues gehabt und so oder man hat ganz andere Anregungen gehabt. Hier putzelt man so vor sich her.

Also ich möchte wirklich gerne arbeiten gehen, mir ist es ehrlich gesagt, manchmal ein bißchen langweilig hier zu Hause. Immer der selbe Trott und so, dann geht man zum Kaufmann, ja guten Tag, det ist alles immer, det ist blöd.«

Eine weitere über Erwerbsarbeit vermittelte Bedeutungsdimension ist die *Partizipation an der Öffentlichkeit*:

C.: Ja, da würde ich mich ab vom Fenster fühlen. Da wär ich auf einmal nicht mehr mitten drin im Leben, so würde ich mich jedenfalls fühlen. Ich könnte nicht zu Hause, selbst wenn man mir jetzt anbieten würde, man würde mir schon eine Rente zahlen, das würde ich gar nicht haben wollen. Da würde ich wenigstens 5 Stunden arbeiten wollen, also halbtags. Das wär das mindeste, was ich arbeiten möchte.«

Wie wichtig - v.a. auch für die verheirateten Frauen - die Erwerbsarbeit ist und wie sehr sie als Kontrasterfahrung zur Hausarbeit Bedeutung erlangt, verdeutlichen die Frauen durch die Thematisierung der *Anerkennung* ihrer Arbeiten:

»Lieber würde ich arbeiten gehen, weil es schöner ist, weil sie Anerkennung kriegen, zu Hause gab es überhaupt keine Anerkennung. Der hat doch nie gesagt, ach, meine Maudi hat die Wohnung schön gemacht und die Kinder gut erzogen. Sie arbeiten, sie kochen, sie stehen 3 Stunden am Herd und dann wird aufgegessen und keiner sagt: »Das hast Du aber schön gemacht.«

Frau B. auf unsere Frage, warum sie - trotz der Versorgungspflicht für drei Kinder - erwerbstätig sein möchte:

»Aus dem Grund schaffen zu gehen, ick weefß nicht, ich kann nicht ohne was sein. Also Hausarbeit, das muß ich ganz ehrlich sagen, ist nicht so wie arbeiten, ich geh' lieber arbeiten den ganzen Tag, also sauber machen oder sonstwat, nur Fabrik, also Eisen und so, da bin ich nun nicht für, aber lieber da als seine Hausarbeit machen.

Interviewerin: Ja, aber da machen sie doch auch sauber, das ist ja im Grunde genommen das gleiche ...
B.: Ja ick weefß, zu Hause liegt mir das nicht, dat hier, weil man keine Anerkennung kriegt, wenn man wat macht, also meinem Mann, dem können sie machen, was sie wollen, da haben sie nie wat gemacht, wenn ich gesaugt, also heute habe ich noch nicht gesaugt, da bin ich ganz ehrlich, ich hab' geschlafen, also da können sie gesaugt haben und 5 Minuten später sitzt der hier und sagt, es könnte doch mal gesaugt werden, sie können sonstwat machen, Essen kochen oder wat, dem ist ja nie wat recht, deswegen habe ich zu Hause gar keine Lust was zu machen, aber ich muß das ja machen, schon wegen die Kinder.«

Hinzu kommt für die Frauen jedoch eine Dimension, die vor allem von den verheirateten Frauen angesprochen wurde: *Unabhängigkeit*¹⁰.

»Erstmal die Unabhängigkeit, na ja und dann unter Leute kommen.«

Mit *Unabhängigkeit* wird hier jedoch nicht nur die finanzielle *Unabhängigkeit* angesprochen. *Unabhängigkeit* meint auch *Unabhängigkeit* von familialen Ansprüchen, das, was »gemeinhin« unter einem »eigenen Bereich« verstanden wird.

Und ich wollt' es auch nie wahrhaben, wenn man so 'ne Weile zuhause ist, nur Hausarbeit und nur Mann und Kinder, das det die Erfüllung ist. Denn man hat ja durch 18 Jahre Arbeit viel Kollegen, viel Stellen auch schon gehabt, gehört viel, und da wollt' ich das eigentlich nicht wahrhaben, wie manche Frauen gesprochen haben und gesagt haben, ist mir zu langweilig, mir fällt die Decke auf den Kopf und das is auch bei mir schon vorgekommen, daß ich gesagt habe, Du mußst mal aus Deinen vier Wänden raus und, sonst gehste kaputt, denn ick bin immer da gewesen, die Wohnung in Ordnung zu bringen, alles mögliche zum Essen zu kochen, und manchmal war es für mich persönlich zu spät, ja, noch wegzugehen, und det wird auch so, weil det alle von mir gewohnt waren. Und wenn ich mal nicht gekocht hatte - wat, was is'n nu los -, da hab' ich gedacht, 'Mensch, darfst du dir überhaupt mal was erlauben?' So fing's dann an, ja.«

Diese Bedeutungsdimensionen von Erwerbsarbeit werden sowohl von den verheirateten als auch von den alleinstehenden Frauen thematisiert. Während sich die alleinstehenden Frauen explizit, mit Bezug auf die konkrete zurückliegende Erwerbsarbeit, auf die hier angesprochenen Bedeutungsdimensionen beziehen, thematisieren die verheirateten Frauen stärker den Kontrast zur Hausarbeit. Wir können hier die von Becker-Schmidt u.a. aufgestellte These, daß Frauen ihre Arbeitserfahrungen kontrastierend machen, bestätigen. Wichtiger Unterschied zwischen beiden Untersuchungsgruppen ist jedoch die heutige Situation. Während die Untersuchungsgruppen von Becker-Schmidt u.a. entweder Haus-

und Erwerbsarbeit vereinbaren oder aber (mehr oder weniger) freiwillig die Erwerbsarbeit unterbrochen haben, liegt die Situation der von uns befragten Frauen jenseits jeglicher Entscheidung. So ist zu vermuten, daß die stärkere Betonung der positiven Seiten der Erwerbsarbeit gegenüber den negativen Seiten der Hausarbeit durch unsere Untersuchungsgruppe und die von der Untersuchungsgruppe Becker-Schmidts u.a. artikulierten Ambivalenz in beiden Bereichen letztlich auf die (mehr oder weniger vorhandene) Entscheidungsmöglichkeit hinsichtlich der Vereinbarung beider Arbeitsbereiche oder der Verrichtung ausschließlich der Hausarbeit zurückzuführen ist.

Für unsere Untersuchungsgruppe ist jedoch festzuhalten, daß Hausarbeit für die Frauen bereits vor der Erwerbslosigkeit keine Alternative darstellte. Wie sie sich während der Erwerbslosigkeit darstellt, welche Bedeutung sie erhält, soll schließlich anhand ausgewählter - in Zusammenhang mit dem Fragenkomplex Erwerbslosigkeit/Hausarbeit ermittelten - Ergebnisse dargestellt werden.

3. Hausarbeit als Alternative zur Erwerbsarbeit?

Hausarbeit *oder* Erwerbsarbeit? - diese Fragestellung geht an der Lebensrealität der von uns befragten Frauen, an ihren Erfahrungen, Bedürfnissen und Ansprüchen - und dies verdeutlichen die Lebensgeschichten aller Frauen - vorbei. Es sind die Frauen selbst, die das Konzept der Alternativ- oder Doppelrolle vor dem Hintergrund ihrer lebensgeschichtlichen Erfahrungen mit Arbeit in beiden Arbeitsbereichen kritisch wenden. Und dies nicht nur dadurch, daß ihre Erwerbsbiographien augenscheinlich der den Frauen unterstellten »Normalbiographie« (vgl. Myrdal/Klein 1971) widersprechen. Hausarbeit wird retrospektiv für keine der durchlebten Biographiephasen als Alternative zur Erwerbsarbeit begriffen. Im Gegenteil: Die Retrospektive eröffnet den Blick auf das, wofür die Arbeit in der Familie (auch) steht: Dequalifizierung im Erwerbsleben, nicht wahrgenommene Weiterbildungschancen, gesundheitliche Schäden durch Überbelastung und: Erwerbslosigkeit. Die Retrospektive verdeutlicht einen für die Frauen nicht lösbaren Widerspruch: Ihre lebensgeschichtliche soziale Verwiesenheit auf die Hausarbeit, deren Defizite nun durch den Wegfall der Erwerbsarbeit nicht mehr kompensiert werden können, ist sowohl Voraussetzung als auch Ergebnis ihrer heutigen Situation.

Dies bedeutet jedoch nicht, daß Hausarbeit als Erklärungsgröße bei der Analyse einzelner Belastungs-Dimensionen der Erwerbslosigkeit (Belastungsmomente, Handlungsspielräume, Bewältigungsstrategien) für Frauen ausgeblendet werden kann. Es ist vielmehr davon auszugehen, daß die zuvor andiskutierten Funktionen der Erwerbsarbeit für Frauen gerade wegen ihres auch kompensatorischen Charakters und gerade weil Frauen sich die Partizipation an der Erwerbsarbeit nur um den Preis ungeheurer Be- und Überlastungen erkämpfen, im Falle ihres Fehlens zu großen Belastungen führen.

Erst wenn auch von einer Interdependenz der Bedeutungen beider Arbeitsbereiche für die Frauen ausgegangen wird, können Ergebnisse wie das Brinkmanns, der für Frauen eine größere Belastung durch Kontaktmangel feststellt, in Zusammenhang mit der Lebensrealität der Frauen interpretiert werden: Erwerbsarbeit stellt oft die einzige Möglichkeit für Frauen dar, außerfamiliären Kontakt zu haben, ihr Mangel wird umso stärker empfunden, als Hausarbeit isoliert verrichtet wird:

»Ja, man sitzt ja doch bloß immer allein hier, es fehlt 'n bißchen Abwechslung, nich. Wenn man so Arbeit hat, dann kommt man doch mehr mit Leuten zusammen, ja, und man kann sich nett unterhalten und so sitzt man nurstur hier, ne.«

»Und wir als Kollegen, ich meine, das sind ein, zwei Kollegen, mit denen ich noch ab und zu telefoniere, aber das verblaßt auch, ja, denn jeder sagt, ach soll die doch anrufen und einer wartet vielleicht auf den anderen und da ist das so, ... Hab' nun auch viel Freundschaften im Osten, denn wir hatten ja früher, ich bin ziemlich an der Mauer, Bernauer Straße groß geworden, also hatte man da schon Freundschaften und alles. Und wir stehen auch heute noch im Kontakt und telefonieren. Bloß, ich war erst einmal drüben solange wieder Umtausch ist, das kann ich mir finanziell nicht erlauben.«

»Ja, finanziell beschissen. Kann man sagen. Ich sag' zwar, ich habe so vorhin zum Ausdruck gebracht, Geld ist unwichtig oder mir ist es nicht so wichtig, aber wenn du nur ein Minimum hast, wo du gerade so deine Unkosten von bestreiten kannst und dann im Endeffekt überhaupt nichts mehr zum Leben übrig bleibt. Das ist irgendwo schon eine Sache, die mich erstmal total ankotzt und ja, einfach so, das wird alles abgeblockt. Wenn du mal vorhast, was weiß ich, einen Kurs zu besuchen oder nur mal ins Kino gehen zu wollen, damit du mal anderes um die Ohren hast. Das wird dir einfach genommen, du kannst es dir einfach nicht leisten.«

Auch die oft vermutete »Ausdehnung der Hausarbeit« als »alternative« Zeitstrukturierung und »alternative« Beschäftigungsmöglichkeit für Frauen ist nicht hinreichend mit Hinweisen darauf zu befriedigen, daß Frauen, die erwerbslos werden, froh sind, jetzt »mehr Zeit für die Familie« zu haben. Zwar betonten auch in unserer Untersuchung v.a. die verheirateten Frauen die unmittelbar nach dem Verlust des Erwerbsarbeitsplatzes spürbare Entlastung. Dies muß jedoch gesehen werden vor dem Hintergrund der vorherigen Überbelastung dieser Frauen durch Erwerbs- und Familienarbeit.

Diese, insbesondere von längerfristig erwerbslosen (verheirateten) Frauen während der ersten Phase der Erwerbslosigkeit (»in den ersten 3 Monaten«) betonte Entlastung wird jedoch danach - ebenso wie von »familienfreien« Frauen und Männern - als Zeit-Belastung empfunden:

»Ja, die erste Zeit war det für mich, na ja ich hab' genug Arbeit zuhause, war das natürlich 'ne Erholungspause. Aber ich bin ziemlich schnell zum Arbeitsamt gegangen und hab' des dann gemeldet.«
»Ich mein', wenn man mal eine Weile zu Hause war, das ist ja so ganz schön, aber ich möchte dann auch wieder raus. Man hat zu Hause keine, ich hab' hier so, man ist eigentlich sehr abgeschnitten hier draußen. Man unterhält sich zwar mal, wenn man einen Nachbarn sieht, so über den Zaun, aber man kommt, wir haben wenig Kontakt.«

Von den »familienfreien« Frauen

wurde zudem das für arbeitslose Männer vielfach konstatierte Problem der Zeitstrukturierung genannt:

»Also ich habe früher viel mehr, ich mußte ja auch den Haushalt meiner Mutter, nachdem ich meine eigene Wohnung hatte, auch machen, weil meine Mutter konnte gar nichts machen und ich muß sagen, ich habe das gerne gemacht. Aber ich finde, je länger man zu Hause ist, um so passiver wird man. Wenn man arbeiten geht, da wußte ich genau, also heute ist Wäschewaschen dran, heute ist Fensterputzen, heute ist dies dran. Sitze ich aber zu Hause, dann sage ich, ach Gott, heute ist ja kein Wetter zum Wäschewaschen, kannst ja draußen nicht aufhängen, läßt es für morgen. Ja und da muß man sich ganz schön an dem Riemen reißen, um da nicht ins Schleudern zu kommen. Ich beaufsichtige mich ja immer alleine, daß ich sage, nee, so geht es nicht weiter, wat mußte machen, ja.«

Soziale Isolation/Kontaktmangel und Zeit-Probleme/Zeitverfall sind neben anderen (Gefühl der Wertlosigkeit, Fatalismus/Apathie) die von den meisten Frauen angesprochenen Belastungsmomente während der Erwerbslosigkeit. Neben diesen Belastungen konnten wir i.R. unserer Untersuchung auch gravierende gesundheitliche Beeinträchtigungen wie

Depressionen¹¹, nervöse Unruhe und vielfach auch psycho-somatische Erkrankungen feststellen:

»Erstmal daß sie überhaupt kein Selbstbewußtsein haben, kein Selbstbewußtsein, daß es langweilig ist, und daß ich depressiv eingestellt bin, ich bin sehr depressiv, ja, wirklich, mich stinkt alles an. Manchmal denke ich, du kannst überhaupt nicht mehr nachdenken, du kannst dich nicht mehr konzentrieren. Du kannst gar nichts mehr leisten, das schaffst du gar nicht mehr. Also quasi arbeite ich seit 77 nicht mehr.

G: Und wenn sie heute anfangen würden zu arbeiten, was wären da so die größten Probleme?

N: Daß ich Angst habe.

G: So gesundheitlich oder vom Lernvermögen?

N: Überhaupt von der Auffassung, da denke ich, nee, das kannst du doch gar nicht ...«

»Mmm sie, ich bin hier die Straßen lang gelaufen, also nachts, ich konnte nicht fernsehen gucken nichts. Ich bin die Straßen lang gelaufen nachts, ich war so nervös gewesen, so fertig, die haben, die Autos nachts, die haben gedacht, das ist eine von der Straße, ick hab gedacht, ick werde verrückt hier. Nicht, des ist grausam.«

Die hier nur ausschnitthaft dargestellten Ergebnisse unserer Untersuchung verdeutlichen, daß die subjektive Bedeutung der Erwerbsarbeit in der Lebensgeschichte der Frauen im Widerspruch steht zu der ihr zugestandenen marginalen gesellschaftlichen Bedeutung. Dem entsprechen die durch das Fehlen der Erwerbsarbeit im Falle der Erwerbslosigkeit auftretenden Belastungs- und Leidensdimensionen, die nicht zuletzt auch die Annahme einer für die Frauen akzeptablen Alternative zur Erwerbsarbeit ad absurdum führen.

Hausarbeit stellt nur für einen sehr begrenzten Zeitraum (»Urlaubs- bzw. Entlastungseffekt«) eine Möglichkeit »alternativer« Zeitverwendung und -strukturierung dar; insbesondere bietet sie keine Kompensation für die materiellen und v.a. immateriellen Funktionen von Erwerbsarbeit und Beruf.

Im Gegenteil erleben die (von uns befragten) Frauen die erzwungene Rückkehr an den Herd bzw. die Arbeitslosigkeit als durchweg negativ und belastend; die aus der Arbeitslosen-Situation für Frauen resultierenden psycho-sozialen Belastungen wie Depressivität, psychosomatische Beschwerden, Langeweile, Zeitüberfluß, Gefühl der Wertlosigkeit und v.a. Probleme der sozialen Isolation, die mit der Dauer der Arbeitslosigkeit, Mißerfolgen bei der Stellensuche und der Rückverwiesenheit auf die Enge des Reproduktionsbereiches noch zunehmen, unterscheiden sich in Ausmaß und Intensität - einmal abgesehen von geringeren Statusverlustängsten - kaum von denen arbeitsloser Männer.

In Untersuchungen über Bedeutung und psycho-soziale Belastungen der Arbeitslosigkeit bei Frauen ist deshalb stärker ins Blickfeld zu rücken, daß Frauen ihren außerhäuslichen Arbeitsplatz verlieren, keinesfalls ist davon auszugehen, daß die Verfügbarkeit einer gesellschaftlich akzeptierten »Rolle« (besser: Arbeit) einen geringeren Leidensdruck durch Arbeitslosigkeit sicherstellt.

Unter dem Gesichtspunkt praktischer, umsetzungsorientierter Politik bedeutet das, daß die Benachteiligung von Frauen am Arbeitsmarkt und durch die bisherige Arbeitsmarktpolitik (vgl. Schmid, 1975) nicht länger als Randproblem behandelt werden darf, ihr vielmehr - beispielsweise durch eine stärker auf frauenspezifische Belange ausgerichtete qualitative Arbeitsmarktpolitik (»Frauenförderungsprogramme«) - begegnet werden muß.

Ziel solcher Bemühungen kann dabei nicht die Wiedereingliederung in eine inhumane Arbeitswelt um jeden Preis sein; Forderungen, in denen das »Recht auf (Erwerbs-)Arbeit für Frauen« mitschwingt, müssen notwendigerweise die Verbesserung der Qualität des Ar-

beitslebens, der Arbeitsbedingungen im Auge behalten.

Die Durchsetzung solcher, insbesondere frauenspezifischer Forderungen, erscheint angesichts der gegenwärtigen Lage auf dem Arbeitsmarkt und der Tendenz in Familien- und Arbeitsmarktpolitik (AFKG), die Arbeitslosigkeit auf Kosten der Frauen zu »lösen«, nicht gerade erfolgversprechend. Umso mehr sind hier die Gewerkschaften als - von ihrem bislang für Frauen und Arbeitslose kaum eingelösten Anspruch - Vertreter der Arbeitnehmer gefordert. Sie müssen, in Kooperation mit z.B. Arbeitsloseninitiativen, ein verstärktes Engagement hinsichtlich der Forderungen nach Verkürzung der (Wochen-)Arbeitszeit, dem Schutz vor Arbeitsplatzverlust und einer besseren sozialen Sicherung entfalten.

Anmerkungen

- 1 Während die Arbeitslosen-Quote für Männer zwischen 1975 und 1976 erstmals wieder von 4,25 auf 3,9% sank, stieg sie bei den Frauen weiter an (1977 im Jahresdurchschnitt auf 6,1%).
- 2 Zum Begriff vgl. Wacker, A., 1978: Ansätze, Probleme und Grenzen psychologischer Arbeitslosenforschung, in: Wacker, a. (Hrsg.): Vom Schock zum Fatalismus?, Ffm/New York 1978, S.15-37
- 3 Das »Alternativ-Rollen-Konzept« als Erklärungs- und Handlungsmodell in wirtschaftlichen Krisensituationen entspricht dem »Doppel-Rollen-Konzept« in Phasen konjunkturellen Aufschwungs. Mit diesem Konzept wird dem konjunkturell schwankenden Interesse an der weiblichen Erwerbsarbeitskraft einerseits und dem langfristigen Interesse an der Reproduktionsarbeitskraft der Frauen andererseits Rechnung getragen. Durch die Addition 2er Rollen bleibt die Disponibilität gesichert. Eine Übersicht der wissenschaftlichen Rezeption der Frauenerwerbstätigkeit in verschiedenen wirtschaftlichen Phasen der BRD verdeutlicht, daß auch in Phasen konjunkturell bedingter Notwendigkeit der Frauen-Erwerbstätigkeit diese Disponibilität nie grundsätzlich in Frage gestellt wird: In der Aufbauphase der bundesrepublikanischen Wirtschaft wurde Frauenerwerbstätigkeit unter dem Stichwort »Fließbandeignung« diskutiert, in der Phase veränderter Qualifikationsanforderungen durch Rationalisierungen erschienen Publikationen zur »Chancengleichheit von Mädchen«, die Alleinzuständigkeit der Frauen für die Reproduktionsarbeit wurde dabei nie grundsätzlich in Frage gestellt, so daß seit Beginn der 70er Jahre die Erwerbstätigkeit der Frauen mit dem konjunkturellen Rückgang wieder »alternativ« diskutiert werden konnte: Das wissenschaftliche Interesse galt jetzt wieder den Gefährdungen der Kinder durch die erwerbstätigen Mütter resp. der (ideologischen - nicht materiellen) Aufwertung der Hausarbeit.
- 4 Das an der FU Berlin durchgeführte Forschungsprojekt »Strategien gegen Frauenerwerbslosigkeit« unter der Leitung von Prof. Dr. E. Altvater befaßte sich neben der Frage nach Erleben und Bedeutung der Arbeitslosigkeit für Frauen mit der Frage nach der Wirksamkeit von Maßnahmen nach § 41a AFG für Frauen. Das Projekt, in dem insgesamt 64 Frauen befragt wurden - 36 davon mittels biographischer Interviews - wurde im Herbst 1982 abgeschlossen; der Endbericht erscheint voraussichtlich Anfang 1984.
- 5 Während Brinkmann die Merkmale bei Frauen, die auf ein geringeres Leiden unter der Arbeitslosigkeit schließen lassen, in Abhängigkeit von der Alternative Hausarbeit interpretiert, stellt er in Zusammenhang mit der höheren Zustimmung der Frauen hinsichtlich des Statements »Verlust von Sozialkontakten« keinen Zusammenhang zur Isolation im Hausarbeitsbereich her!
- 6 Die von Heinemann u.a. getroffenen Definitionen »arbeitslose«, »erwerbstätige« und »Hausfrauen« erlauben jenseits der Tatsache, daß auch »arbeitslose« und »erwerbstätige« Frauen Hausfrauen sind, keine methodisch »sauberen« Abgrenzungen. Es muß infragegestellt werden, daß sich die befragten Frauen den von Heinemann u.a. definierten »Statuswechseln« gemäß selbst beurteilen und verhalten.
- 7 Diese Prämisse war einerseits Ergebnis unserer Auseinandersetzung mit der Struktur der weibli-

- chen Arbeitskraft, zum anderen resultierte sie jedoch auch aus der praktischen Arbeit (Beratungsgruppen, Gesprächskreise) mit erwerbslosen Frauen und Mädchen.
- 8 Sozialisations-theoretische Fragestellungen, die sich mit dem Erlernen gesellschaftlicher »Rollen« beschäftigen, sind für die Klärung des Lernprozesses (*wie* gelernt wird) wenig hilfreich, da sich ihr Erkenntnisinteresse um die Erfüllung der Sozialisationsfunktionen- und -ziele zentriert, nicht jedoch um die Sozialisierungserfahrungen aus der Sicht der Sozialisierten.
 - 9 Vgl. hierzu auch Becker-Schmidt, 1980 (a), die betont, daß die Frage, *wie* Arbeitsnormen internalisiert werden, nur durch die Kenntnis des gesamten Umfangs und aller Dimensionen soziobiographischer Prozesse zu beantworten ist, da es sich hierbei um komplizierte Sozialisationsprozeduren handelt, die dem Individuum nicht unbedingt bewußt und von daher auch in der Interviewsituation nicht abfragbar sind. (S.232).
 - 10 Die Dimension Unabhängigkeit bezeichnet jedoch nicht nur die innerfamiliäre (Un-)Abhängigkeit. Sie wird (auch von nicht-verheirateten Frauen) erweitert auf die Abhängigkeit von Behörden, Ämtern, »dem Staat«.
 - 11 Vgl. hierzu v.a. Thomann, Klaus-Dieter: Die gesundheitlichen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit. In: Wacker, Ali, 1978, a.a.O. und Frese, M./Mohr, G.: Die psychopathologischen Folgen des Entzugs von Arbeit. Der Fall Arbeitslosigkeit. In: Frese u.a. (Hrsg.): Industrielle Pathologie, Bern 1978.

Literatur

- Bauer, E.: *Zur Lage arbeitsloser Frauen in Nordrhein-Westfalen unter besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zur Wiedereingliederung*; Bericht Nr. 15 des ISO-Instituts, Köln 1977
- Beiträge zur 2. Berliner Sommeruniversität für Frauen: *Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte*, Berlin 1978
- Beck-Gernsheim, E.: *Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen*, München/Ffm 1976
- Becker-Schmidt, R.: *Vor Arbeit hab ich noch nie zurückgeschreckt - irgendwie gings immer weiter*. Hektographiertes Manuskript. Entenberg 1980 (a)
- dies.: *Widersprüchliche Realität und Ambivalenz - Arbeitererfahrungen von Frauen in Fabrik und Familie*; In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 32, 1980 (b)
- dies. u.a.: *Familienarbeit im proletarischen Lebenszusammenhang: Was es heißt, Hausfrau zu sein*. In: Gesellschaft, Beiträge zur Marx'schen Theorie 14, S.75-96, Ffm 1981 (a)
- dies. u.a.: *Frauenarbeit in der Fabrik - Betriebliche Sozialisation als Lernprozess? Über die subjektive Bedeutung der Fabrikarbeit im Kontrast zur Hausarbeit*. In: Gesellschaft, Beiträge zur Marx'schen Theorie 14, S.52-74, Ffm 1981 (b)
- dies. u.a.: *Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie*. Bonn 1982
- dies. u.a.: *Arbeitsleben - Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen*. Bonn 1983
- Bock, G./Duden, B.: *Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*. In: Frauen und Wissenschaft, Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, S. 118-199, Berlin 1977
- Brinkmann, C.: *Finanzielle und psycho-soziale Belastungen während der Arbeitslosigkeit*. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 1976, 9, 397-415
- dies.: *Finanzielle und psycho-soziale Belastung während der Arbeitslosigkeit*. In: Ali Wacker (Hrsg.): *Vom Schock zum Fatalismus*, Ffm/New York 1976, S.57-91
- dies.: *Steigt langfristig das Niveau der Arbeitslosigkeit?* In: Gewerkschaftliche Monatshefte, 25. Jg. 1974
- Brinkmann, Ch./Schober-Gottwald, K.: *Zur beruflichen Wiedereingliederung von Arbeitslosen während der Rezession 1974/75*, in: MittAB 2/1976, S.91-116

- Büchtemann, Chr./v. Rosenbaldt, B.: *Arbeitslose 1978: Die Situation in der Arbeitslosigkeit*. In: Mitt-AB 1/1981, S.22-38
- Arbeitslosigkeit und berufliche Wiedereingliederung, in: MittAB 4/1980, S.552-572
- Eckart, C. u.a.: *Frauenarbeit in Familie und Fabrik*, Ffm/New York 1979
- Freiburghaus, D.: *Dynamik der Arbeitslosigkeit*. Meisenheim 1978
- Frese, M./Mohr, G.: *Die psychopathologischen Folgen des Entzugs von Arbeit. Der Fall Arbeitslosigkeit*. In: Frese u.a. (Hrsg.): *Industrielle Pathologie*. Bern 1978
- dies.: *Arbeitslosigkeit, Depressivität und Kontrolle: Eine Studie mit Wiederholungsmessung*. AG zur Sozialpsychologie Nr. 29, Bielefeld 1978
- Fröhlich, D.: *Psycho-soziale Folgen der Arbeitslosigkeit. Eine empirische Untersuchung in Nordrhein-Westfalen*. Köln 1979
- Genzior, S.: *Arbeitskraft als unbestimmte Größe? Frauenarbeit als Leerstelle in Forschung und Politik*. In: Sonderheft Leviathan: »Arbeitspolitik« 1983
- Gnegel, A./Mohr, G.: *Wenn Frauen ihren Arbeitsplatz verlieren*. In: Mohr u.a. (Hrsg.): *Frauen. Psychologische Beiträge zur Arbeits- und Lebenssituation*. Schwarzenberg 1983
- Harrison, R.: *Die demoralisierende Wirkung längerfristiger Arbeitslosigkeit*. In: Wacker 1978, S. 38-56
- Heinemann, K. u.a.: *Arbeitslose Frauen im Spannungsfeld von Erwerbstätigkeit und Hausfrauenrolle*, Melle 1980
- dies.: *Zusammenfassende Ergebnisse der empirischen Studie »Arbeitslose Frauen im Spannungsfeld von Erwerbstätigkeit und Hausfrauenrolle«*, St. Augustin 1981
- Hentschel, U. u.a.: *Zur Lage der Arbeitslosen in Nordrhein-Westfalen*, Köln 1977
- Infratest Sozialforschung: *Daten zur Frauenarbeitslosigkeit - unveröffentlichter Forschungsbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit*. München 1978
- Jahoda, M. u.a.: *Die Arbeitslosen von Marienthal* (1933), Bonn 1960
- Jahoda, M.: *Wieviel Arbeit braucht der Mensch?* Weinheim/Basel 1983
- Knapp, A.: *Industriearbeit und Instrumentalismus. Zur Geschichte eines Vorurteils*. Bonn-Bad-Godesberg 1981
- dies.: *Identifikation und Gleichgültigkeit*. Hannover 1980
- König, R.: *Der Beruf als Indiz sozialer Integration*. In: Ders., *Soziologische Orientierungen*, Köln und Berlin 1965a, S.190-205
- Komarovsky, M.: *The unemployed man and his family*. New York 1940
- Kutsch, Th., Wiswede, G.(Hrsg.): *Arbeitslosigkeit II: Psychosoziale Belastungen*, Königstein/Ts. 1978 II
- Lappe, L.: *Arbeitsbedingungen und Arbeitsbewusstsein erwerbstätiger Frauen*. Göttingen 1978
- Lappe, L.: *Die Arbeitssituation erwerbstätiger Frauen*. Frankfurt/Main/New York 1981
- Levy, R.: *Der Lebenslauf als Statusbiographie - die weibliche Normalbiographie in makro-soziologischer Perspektive*, Stuttgart 1977
- Myrdal A./Klein, V.: *Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf*. Köln/Berlin 1971
- Nauhaus, B.: *Probleme der Frauenarbeitslosigkeit*. Köln 1979
- Peikert, I.: *Frauen auf dem Arbeitsmarkt*. In: Leviathan 4, 1976, S.495-516
- dies.: *Frauenarbeit - Proletarisierung auf Widerruf?* In: Offe, K. (Hrsg.): *Opfer des Arbeitsmarktes. Zur Theorie der strukturellen Arbeitslosigkeit*. Neuwied 1977
- Pintar, R.: *Betroffenheit durch Arbeitslosigkeit: Überblick über die veränderte Situation und das Verhalten von Arbeitslosen*. In: Kutsch/Wiswede 1978 II, a.a.O., S.14-95
- Saterdag, H.: *Situationsmerkmale von Arbeitslosen Anfang 1975 und Voraussetzungen für die Aufnahme einer neuen Beschäftigung*. In: MittAB, 8. Jg., Nr. 2
- Schelsky, H.: *Die Bedeutung des Berufs in der modernen Gesellschaft*. In: Ders.: *Auf der Suche nach Wirklichkeit*, Düsseldorf und Köln 1965, S.238-249
- Schöll-Schwinghammer, I.: *Frauen im Betrieb*. Ffm/New York 1979
- Schmid, G.: *Frauenarbeitslosigkeit in der Bundesrepublik Deutschland*. In: *Arbeitsmarktsegmentation - Theorie und Therapie im Lichte empirischer Befunde*. BeitrAB 33, Nürnberg 1979, S.315-378
- Thomann, K.: *Die gesundheitlichen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit*. In: Wacker, A. (Hrsg.), 1978,

a.a.O.

- Wacker, A.: *Arbeitslosigkeit. Soziale und psychische Voraussetzungen und Folgen*, Ffm 1976 (a)
- ders.: *Arbeitslosigkeit als Sozialisationserfahrung. Skizze eines Interpretationsansatzes*. In: Leithäuser, Th./Heinz, W.R. (Hrsg.): *Produktion, Arbeit, Sozialisation*, Ffm 1976 (b)
- ders.: (Hrsg.): *Vom Schock zum Fatalismus? Soziale und psychische Auswirkungen der Arbeitslosigkeit*. Ffm/New York 1978
- Weltz, F. u.a.: *Aufbruch und Desillusionierung. Junge Frauen zwischen Beruf und Familie*. Göttingen 1978
- Zawadski, B./Lazarsfeld, P.F.: *The psychological consequences of unemployment*, in: *The Journal of Social Psychology*, Bd. 6 1935